

Peter Pantucek

Ergänzende Texte zum Buch „Soziale Diagnostik. Verfahren für die Praxis Sozialer Arbeit“, Wien/Köln 2005, Böhlau Verlag.

<http://pantucek.com>

Ergänzung zu Kapitel 5: Die Positionierung zum Alltag

Alltagspraxis ist nicht nur eine Praxis von Kommunikation, von Beziehungen, sondern auch eine Praxis der Selbstorganisation, des Selbst-Managements in einer gesellschaftlichen und gesellschaftlich geformten gegenständlichen Welt. Die alltägliche Lebensführung stellt Anforderungen an die Orientierung, erfordert Fertigkeiten und Gewohnheiten, Tätigkeiten und Unterlassungen, um problemlos zu „funktionieren“, d.h. um den Anschluss an die Quellen der Subsistenz aufrecht zu erhalten. Man muss mit Geld umgehen können, sich leidlich sauber halten, wissen, wie man zu Geld kommt, wie man einkauft, wie man kocht etc., und je geringer die Ressourcen sind, umso anspruchsvoller kann sich die gesellschaftliche Anforderungslandschaft gestalten.

Eine bestimmte Hilfe bei der Bewältigung der Orientierungs- und „Jagd- und Sammelaufgaben“¹⁴ bieten die lebensweltlichen sozialen Netze, in die Menschen eingebunden sind. Familien und Subkulturen (oder zumindest Gruppen, Cliques, Gesellungen) bilden einen eigenen Anforderungsrahmen mit möglicherweise „niedrigerem“ oder zumindest anderem Anspruchsniveau, innerhalb dessen Ressourcen des täglichen Überlebens zugänglich sind oder die nötigen Fertigkeiten zur Ressourcenbeschaffung eingeübt werden können.¹⁵

SozialarbeiterInnen sind nicht nur (aber immer wieder auch) TherapeutInnen. Bei der Lektüre der systemischen Literatur hat man oft den Eindruck, dass unter der Hand dem Therapeuten bzw. der Sozialarbeiterin eine Position weit außerhalb zugewiesen wird. Aber SozialarbeiterInnen und SozialpädagogInnen sind gleichzeitig auch Mitakteure im System des Alltags. Ihnen wird sowohl von den KlientInnen (und ihrem Umfeld) als auch von ihrer Institution (dem Staat) eine Rolle als Normentransporteur zugeschrieben, d.h. sie können auch sagen, was IST, bzw. was „gut“ IST (d.h. im kommunikativen Zusammenhang der Gesellschaft als gut gilt). Sie agieren *praktisch*, also als Akteure des Alltags. Sie sind im System, sind RepräsentantInnen des Systems und werden als solche beobachtet. Der therapeutische Gestus der Losgelöstheit vom System ist ihnen stimmig nicht möglich, weil sie nicht verhindern können, als VertreterInnen des Systems (der „Gesellschaft“, des „Staates“) *beobachtet* zu werden.

¹⁴ Es handelt sich hier um Aufgaben, die zum alltäglichen Überleben, zur Versorgung mit Nahrung, Unterkunft etc. bewältigt werden müssen. Diese Aufgaben sind in einer modernen hoch arbeitsteiligen Gesellschaft einerseits wesentlich anders geartet, als in einer naturhaften Umwelt, weisen andererseits trotzdem ähnliche Strukturen auf. Die gesellschaftlich geformte soziale und gegenständliche Umwelt wird als quasi-naturhaft wahrgenommen und „abgeerntet“. Je prekärer die Existenz ist, umso ähnlicher wird die Arbeit zur Subsistenzsicherung dem „Jagen und Sammeln“. Man denke etwa an die Existenzbedingungen von Straßenkindern oder von Wohnungslosen außerhalb der Heime.

¹⁵ Diese Alltagsfertigkeiten können vom Standpunkt der Gesamtgesellschaft durchaus deviant sein, wie etwa der Diebstahl oder der Handel mit illegalen Drogen, mit denen sich manche nicht-legal oder halb-legal in Europa aufhältige Menschen über Wasser zu halten vermögen.

So ist auch ihr Zuhören ein anderes, als das Zuhören eines lebensweltlichen Mit-Menschen: Es hört *die Gesellschaft* zu. Und ihr Agieren ist ein gleichzeitig lebensweltliches (lebensweltlich wirksames), wie auch ein Agieren als RepräsentantIn einer gesellschaftlichen Institution (mit den Insignien der Macht oder zumindest der Normenkonformität).

Einen Standort „ganz außen“ zu beziehen, die Einnahme einer Position der Abstinenz, ist SozialarbeiterInnen vielleicht subjektiv möglich, aber diese Sicht beruht stets auf einer Selbsttäuschung (die Mehrzahl der BeobachterInnen würde den Standort der SozialarbeiterInnen wohl anders beschreiben).

Als lebensweltliche Akteure, als VertreterInnen einer staatlich finanzierten Organisation, übernehmen sie Pflichten (des Handelns) und einen Rahmen, der ihren Äußerungen wie ihren Handlungen eine Bedeutung verleiht. Von diesem Rahmen kann man vielleicht absehen, aber man kann ihn nicht abwerfen.

Expliziert an einem Beispiel: Peter Flosdorf (1997: 35) berichtet von einem Erzieher, der einem Jugendlichen, der sich das Leben nehmen will, dabei zusieht, wie er die vor ihm liegende Tablettenpackung langsam nacheinander entleert und den Inhalt schluckt. „Zuschauen, Anhören, Mitfühlen und Interpretieren, aber kein klärendes Handeln, psychologische und sozial-ökologische Reflexion, aber keine pädagogisch-handelnde Intervention“ (ebd.). Es scheint einsichtig, dass der Erzieher dem Jugendlichen die Tabletten wegnehmen müsste. Das wäre weniger pädagogisch-handelnd, wie dies Flosdorf meint, sondern einfach menschlich, genauer gesagt: mit-menschlich (vgl. Ertl 1996, Pantucek 1997). Der Erzieher hat in dieser Situation als Mitmensch versagt, und er hat als Profi versagt. Letzteres doppelt: Zum Einen, weil sein Professionalismus seine Verpflichtung, als Mitmensch zu handeln, nicht suspendiert. Zum Zweiten, weil er offensichtlich einem fatalen Missverständnis über seine Rolle aufgesessen ist. Als Erzieher bzw. Sozialpädagoge ist er eben nicht in erster Linie Interpret. Er agiert eben nicht in einem abgegrenzten therapeutischen Setting, sorgfältig geschieden von „normalen“ alltäglichen Lebenssituationen. Er agiert direkt in der Lebenswelt des Jugendlichen, muss dort auch als Akteur selbst Verantwortung übernehmen. Das wird von ihm erwartet, und wenn er nicht bereit ist, diese Verantwortung zu übernehmen, macht er sich des Betrugs an seinen KlientInnen schuldig. Seine Anwesenheit ist eine Botschaft: Ich bin DA, ich bin in deinem Alltag, in deinem Leben. Unsere Beziehung ist eine, die der Logik von Alltagsbeziehungen nicht enthoben werden kann. SozialarbeiterInnen und SozialpädagogInnen sind eben nicht ausschließlich „stellvertretende DeuterInnen“ (Hauptert 1994).

Hier versagen diagnostische Instrumente und Interpretationsmuster, die an gesellschaftlich durchschnittlichen oder mehrheitlich geltenden Normen orientiert sind, vollends. Der gesellschaftliche Ort, von dem aus die KlientInnen ihr Leben gestalten müssen, liegt zu oft außerhalb des Bereichs, in dem diese Mehrheitsnormen gültig sind und ihre Einhaltung nützlich ist. Auf diesen Umstand konzentriert die „lebensweltorientierte“ Schule der Sozialarbeit (vgl. Thiersch 1992 und 1993, Grunwald u.a. 1996)¹⁶ ihre Aufmerksamkeit. Konsequenterweise geraten dadurch auch ethnographische Methoden als Mittel einer fallbezogenen Lebensweltanalyse in den Blickpunkt (vgl. Schütze 1994).

¹⁶ In diese Kategorie gehört auch das „Radical Casework“, das stärker auf die Kategorien Ethnizität und Klassenzugehörigkeit fokussiert ist (Fook 1993)

So nötig die Betonung der Bedeutung lebensweltlicher Zusammenhänge, der Bedeutung des sozialen Ortes auch ist, von dem aus die KlientInnen ihr Leben in dieser Gesellschaft zu organisieren versuchen, so fragwürdig ist es aber auch, diesen Ort als ihren „eigentlichen“ und als völlig getrennt vom gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang zu sehen. Die Subkulturen und prekären Welten sind vielfältig mit der Gesellschaft verbunden, viele der an den Kommunikationen der Subkulturen teilnehmenden Menschen haben gleichermaßen Erfahrungen mit dem, was als „Normalität“ gilt und was ihnen als (zu ihrer gegenwärtigen) alternative Lebensform zumindest auch vor Augen ist. Ihr Verhältnis zu diesen „Normalitäten“ mag konflikthaft sein, kann aber doch nicht leichtfertig aufgegeben werden bzw. würde ein Abreißen der Verbindungen als schmerzhafter Riss in der Biografie erlebt.¹⁷

Die Verbindungen zu einem „normalen“ oder „besseren“ Leben sind oft individuelle, werden von Individuen gegen die Dynamik der Subkultur, in der sie sich auch aufhalten, gepflegt. Sie sind für die sozialarbeiterische Diagnose und für den Unterstützungsprozess so wichtig, wie die dominant scheinenden lebensweltlichen Bezüge und Normen.

¹⁷ Ich denke hier z.B. an schwierige Kinder, die aus der Schule ausgeschlossen werden; an Jugendliche, die den Kontakt zu ihren Eltern verlieren; an Wohnungslose, die sich noch bemühen, auf ordentliche Kleidung zu achten usw. usf.